



Feierabend

Nr. 39.

Unterhaltungsbeilage.

1926.

Die Nibelungen im Dorfe.

Russische Skizze von W. G. G. G. G.

In einem kleinen russischen Krähwinkel erschien eines Tages ein unbekannter Mensch, der sich als Kinomann ausgab. Er war klein gewachsen, breitschulterig und trug eine Hornbrille auf der Nase.

Und so begann die Geschichte.

Der Kinomann mietete von einem Bauern eine große leere Scheune, richtete sie rasch als Kino her und hing ein Plakat heraus, auf dem zu lesen stand, daß der richtige Nibelungenring gezeigt werde, ein ausgearbeitetes Bild, ein Weltanschauer, von verblüffender Wirkung, und „wer es nicht glaubt, kann sich überzeugen, für 15 Kopeken, oder 3 Stück frische Eier, doch keine faulen.“

In diesem entlegenen, aber reichen Dorf hatte noch niemand in seinem Leben ein Kino gesehen, doch trotz der verlockenden Einladung des fremden Mannes wurden die Karten nicht verkauft.

Da rellerte ein Milizist die ganze Lage. Er kam zur Wahrung der Ordnung aus dem Nachbardorfe, wo der Kinomann am vorhergehenden Sonntag den Film gezeigt hatte.

„Die Sache lohnt sich, sagte er zu den Bauern, die auf der Wiese standen — ganz verblüffend, doch ihr werdet selbst schauen. . . Die Haare werden euch zu Berge stehen. Ein Filmband erster Güte.“

„Was soll uns dieses Band. Wir sind doch keine Weibsbilder, lärmten die Bauern. — Erst ist's ein Ring, dann ein Band. . . zeig' uns was Wichtiges, Klee oder Düngemittel. . . Geld wird man von uns nehmen, aber was dann. . .“

Dennoch strömte man in die Vorstellung. Die große Scheune konnte kaum alle fassen. Ein Teil der Zuschauer schlich sich heimlich ein: als die Vorstellung begann, deckten die Burichen des Dorfes schnell ein Stück des Daches ab und sprangen in das Dunkel, wie Frösche in das Wasser.

„Die Vorstellung beginnt,“ schrie der Kinomann.

Ein Flimmern, ein Blitzen, die weiße Wand verdunkelte und an ihrer Stelle erschien das lebende Bild. Ein Fenster der Erleichterung, und Augen und Mund standen weit offen. . .

Plötzlich trabte ein langhaariger Burich auf einem weißen Pferd durch den Wald-

pfad und geradewegs auf den Großvater zu, der auf der ersten Bank saß. Der sprang in die Höhe.

„Was sind das für Scherze?“ schrie er zu der Wand, wo der Wald sich bewegte. — „Ist er blind; der Teufel, stürzt schnurstracks auf mich und mein Enkelkind los!“

„Was ist los?“ fragte der Kinomann, hörte auf zu drehen und das Bild blieb stehen.

„Zerissen, zerissen“, räumte man in der Menge.

„Nichts dergleichen, wir haben keine zerissene Bilder“, sagte der Kinomann beleidigt. „Ihr werdet gleich einen Kampf sehen, einen seit der Erschaffung der Welt noch nicht dagewesenen Kampf des großen Helden Siegfried mit dem gewaltigen Drachen in einer Länge von 144 Metern.“

„Ach, Donnerwetter“, sagte der Alte befriedigt, als der siegreiche Held sich im Palast der schönen Prinzessin zeigte.

Der Alte wischte sich den Schweiß von der Stirne und konnte sich von dem Bilde nicht lösen.

Da erklärte der Kinomann, daß die Vorstellung zu Ende sei.

„Und wo ist denn der Ring?“, durchschallte eine Stimme gellend die dunkle Stille. Und nun schwirrten Stimmen von einer Wand zur anderen.

„Alles Schwindel. Man hat versprochen, uns einen Nibelungenring zu zeigen. Und auch ein Band.“

„Nichts hat man gezeigt, wo ist der Ring. Betrug.“

„Dreh' weiter, Meister, dreh' weiter.“

„Ruht nur lauter. Es war doch schön.“

„Die Vorstellung ist zu Ende. Man muß das Band anrollen.“

Der rote Jugendgenosse kletterte auf ein Faß, steckte die Hände in die Taschen und begann zu reden:

„Schaut, Bürger, welche eifflässige Drachen es in den zaristischen Wäldern gibt. Darin liegt die Macht der Bourgeoisie. Diese Bourgeoisieleute haben sich der riesigen Bestien bemächtigt, um das Blut aus den Taschen der Arbeiter zu fangen. Mit solchen Bestien, Genossen, können sie gut leben, wenn sie solche Bestien antreiben, die Erde zu bebauen, dann brauchen sie keine Maschinen.“

Diese Bestie kann ohne Nechzen tausend Wagen schleppen. So sind sie, diese Schmarotzer, sie umzingeln unser Land. Nieder mit den Verrätern!“

Der rote Jugendgenosse schaute sich um und fuhr fort:

„Jetzt, Genossen, paßt auf, was uns die Bourgeoisie für eine Erbschaft hinterlassen hat. Uns, Genossen, sind anstatt dieser großartigen Drachen nur schandhafte Abfälle vom herrschaftlichen Tisch, wie Ratten, Maulwürfe und Hamster, geblieben. Genossen, ihr seht anschaulich, wie unsereins von dem ausländischen Kapital ausgebeutet und welche Blockade sie uns aufzwingen. Das ist die Einkreisung, da liegt der Nibelungenring. — Aber kommen wird die Stunde, wo wir mit der roten Fahne in der einen Hand, mit der Sangranate in der anderen. . .“

„Bürger,“ unterbrach ihn der Kinomann, „er versteht nichts aus dem Inhalt, und die Sache ist so, daß hier alles nicht wirklich ist. Der Wald, wie die Paläste und die Mitwirkenden, alles ist in Deutschland oder Amerika gemacht worden, in besonderen Bauten, und der Drache, erst recht, ist nicht wirklich; solche Untiere gibt es gar nicht auf der Welt, es ist nur eine optische Täuschung.“

„Aha, Täuschung,“ schrie einer mit aufbrausender Stimme, „habt ihr's gehört, Leute?!“

Und der Kinomann fuhr fort:

„Dieser gewaltige Drache ist aus Holz Draht und Zellstoff gemacht und außen angestrichen. In seinem Innern, im Magen und im Rachen sitzen Leute, wie auch in jeder Lücke, zur mechanischen Regulierung. Diese Männer drehen bald rechts, bald links, so daß der Balg sich bewegt. Und das aus den Wunden strömende Blut ist rotes Wasser, das diese Arbeiter herauspumpen, wenn man ihnen zuruft, daß es Zeit ist.“

Der rote Jugendgenosse trat vor und hindeckte den Kinomann am Weiterreden.

„Genossen, es ist kein gut,“ begann er, „daß es solche Tiere nicht auf der Welt gibt, und dies nur ein amerikanischer Balg ist. Das versteht sich aus zwei Gründen: Wenn solche Tiere in einem proletarischen Lande lebten, würden sie die ganze Ernte aufessen. Solche Bestie braucht doch bestimmt 30 Wa-

gen Feu ohne das Getränke. Und dann Genossen, denkt an die Lage der amerikanischen Arbeiter. Die einen sind dem Angehener in die gewaltigen Tagen geraten und sitzen dort streng isoliert. Die andern buken sich in keinem Magen bald nach rechts, bald nach links, ohne die nötige Luft zu haben. Ach,

ihre schweigt, Genossen, weil ihr einverstanden seid. Wenn ihr Zeitungen lest, dann wißt ihr, wo unser Arbeiter und Bauer sitzt und wo der ausländische. Schande über die Bourgeoisie. Schlagt die Bestie nieder, wie auf dem Bilde der nackte Mann, der, wie ein Ritter gekleidet, doch bestimmt aus der pro-

letarischen Intelligenz stammt. Nehmen wir einstimmig eine Resolution an, daß nach diesen Schlägen auf den Drachen, auf den Weltkapitalismus, ihm nicht Wasser aus der Pumpe ströme, sondern das rote Blut, gemäß unserer Ideologie. Genossen, ich habe gesprochen . . ."

Astronomie und Kirche.

Die Astronomie ist die Wissenschaft, deren Ergebnisse am frühesten mit den Lehren der Bibel in Widerspruch gerieten. Darum hatte sie auch zuerst und am nachhaltigsten die Feindschaft der Kirche zu erdulden. Die Kulturgeschichte der letzten tausend Jahre weiß ein Lied davon zu singen.

Frühes Mittelalter: Enge des geistigen Horizonts. Auch in der Wissenschaft, einschließlich der Astronomie. Die Erde war eine Scheibe, über der sich die Kristallschale des Himmels wölbte und in deren Mitte Jerusalem lag. Der Salzburger Bischof Virgilius, der die Existenz von Antipoden (Gegenfüßlern, die auf der entgegengesetzten Seite der Erdoberfläche leben) behauptete, wurde im 8. Jahrhundert zum Widerruf gezwungen. Von der ganzen Astronomie hatten nur zwei Zweige Bedeutung: die christlichen Feste — und die Astrologie, d. h. Zeitrechnung — wegen der Bestimmung der die Veruche, aus dem Gang der Gestirne künftiges Schicksal zu bestimmen. Es war eine hübsche, enge Welt, mit Gottvater darüber und dem Menschen als Krone der Schöpfung, um den sich alles drehte, gerade so, wie es auch in der Bibel stand.

Damals herrschte Friede zwischen Kirche und Wissenschaft.

Doch der Menschengeist blieb nicht auf dieser Stufe stehen. Ganz allmählich dämmerte seit dem Jahre 1000 eine Ahnung von der wahren Ausdehnung der Erde auf. Vor allem die Verührung mit den wanderstroschen und forschungsfreudigen Arabern vermittelte diese neuen Erkenntnisse. Davon angeregt, beschäftigten sich einzelne Gelehrte, müde der unfruchtbaren, christlich-dogmatischen Wort- und Scheinwissenschaft, wieder mit den Werken einzelner, fast vergessener altgriechischer Philosophen und fanden dort ausgesprochen, was sie selbst schon geahnt hatten: die Erde ist eine Kugel. Trotz aller kirchlichen Opposition ließ sich dieser Gedanke nicht wieder totschlagen, aber erst als 1519 bis 1522 eine kleine spanische Flotte unter Magellan die Probe aufs Exempel machte und die Erdoberfläche umsegelte, schwiegen die letzten Zweifler.

Immerhin konnte die Kirche diese Neuerung verhältnismäßig leicht verdauen, denn auch diese kugelförmige Erde stand noch im Mittelpunkt der Welt, noch kreisten um sie Sonne, Mond und Sterne, noch war der Mensch Krone und Endzweck der ganzen Schöpfung. Da kam Kopernikus und seine Lehre (1543): die Sonne ist der Mittelpunkt der Welt. Die Erde ist nur ein Stern unter anderen, ein Planet, der mit den anderen, wie Venus und Mars, gemeinsam den Reigen um die Sonne tanzt und durchaus kein Vorrecht mehr genießt.

Immer größer wird die Abweichung der Ergebnisse des forschenden Menschengeistes vom biblisch-kirchlichen Standpunkt. Immer mehr vertraut der Geist auf seine eigene Kraft und sucht die Bevormundung seitens der Kirche abzuschütteln.

Schrittweise vollzog sich diese Emanzipation, zögernd erst und langsam, dann in zunehmendem Tempo, aber immer gehemmt durch die

Kirche, die ihren einst unbeschränkten Einfluß schwinden sah. So wurde auch das Werk des Kopernikus etwa ein halbes Jahrhundert nach seinem Erscheinen auf das Verzeichnis der für den guten Katholiken verbotenen Bücher gesetzt. Es blieb verboten bis 1817.

Und doch hätte sich die Kirche mit dem Weltbild des Kopernikus ganz gut ausfinden können. Denn für ihn war die Welt immer noch eine, wenn auch große, so doch fest umgrenzte Kugel. Auch für ihn waren die Himmeln noch an einer Kugelschale angeheftet, hinter der die irdischen Sinnen erfassbare Welt aufhörte. Schwierig war Platz für — den Himmeln der Nichts, das Jenseits, die andere Welt. Kopernikus war katholischer Priester, das konnte nicht ohne Einfluß auf das Ergebnis seiner Forschung bleiben.

Aber er war noch kein halbes Jahrhundert tot, als auch der letzte Schritt getan wurde: die Durchbrechung der kristallinen Himmelskugel, der Flug in die Unendlichkeit. Ein Mönch, der im Zwiespalt mit den Lehren der Kirche dem Kloster entflohen, der Italiener Giordano Bruno war es, vor dessen geistigem Auge die glitzernden Himmeln der Sterne zur Sonne wurden, die in Weltraumfernen schweben, umkreist von Planeten, wie unsere eigene Sonne, auf denen sich Leben regt wie auf unserer Erde, vollkommener vielleicht wie bei uns. Die Sonne ward vor seinen Augen ein Stern unter Millionen anderer; die Erde ward zu einem Staubkorn in dieser unendlichen Welt und der Mensch zu einem winzigen Atom auf diesem Staubkorn. Aber dieses Atom umspannte doch wieder in seinem denkenden Ich die Größe des Alls, fühlte sich ihm tief verbunden und janzte seinen Brüdern zu auf den fernsten Sternen. Die Wonnen der Seele, mit denen Giordano Bruno in diesem Allgefühl versank, klingen aus seinen Versen:

„Die Schwingen darf ich selbstgewiß ent-jalten,
nicht fürcht' ich ein Gewölbe von Kristall,
wenn ich des Aethers blauen Duft zertheile
und nun empor zu Sternendwelten eile,
tief unten lassend diesen Erdenball
und alle niedren Triebe, die hier wallen.“

Dies ist der höchste Triumph der menschlichen Vernunft über den dumpfen Glauben. Denn wo ist für den, den dieses Allgefühl ergriß, noch Platz für einen engen Himmel, noch Raum für einen persönlichen Gott?

Aber es war noch zu früh, noch war die Macht der Kirche zu groß. Giordano Bruno wurde gefangen gesetzt, und da er nicht widerrief, im Februar 1600 zu Rom öffentlich verbrannt, seine Lehre als heidnisch verdammt.

Das war der letzte große Triumph, den die Kirche über die Wahrheit erfocht, „zur höheren Ehre Gottes“ — aber es war ein Scheinsieg. Der Gedanke Brunos lebte. Zehn Jahre später richtete Galilei sein erstes Fernrohr gegen den Himmel und die folgenden drei Jahrhunderte astronomischer Forschung bestätigten das, was Giordanos Geist geahnt. Sie bauten sein Weltbild aus, zu übertreffen vermochten sie es nicht.

Heute hat sich die Kirche der Wahrheit beugen müssen. Sie hat sich in das Unvermeid-

liche gefügt und gefällt sich sogar in der schönen Rolle einer Förderin der Wissenschaft: Im Vatikan befindet sich eine Sternwarte. Aber das kann alles nicht mehr die Tatsache verschleiern, daß die Kirche, solange es ging, mit den gemeinsten Mitteln die Wahrheit geschädigt und die Menschlichkeit mit Füßen getreten hat, um ihre Machtstellung zu behaupten. P. A.

Wie man Alligatoren bändigt.

Ein junger Mann, der in den schlammigen Tiefen des Meeres die gepanzerten, manchmal 13 Fuß langen Saurier mit seinen bloßen Händen fängt und bändigt, ist Henry Coppinger, der „Alligatorenjunge“ von Miami in Florida. Die erstaunlichen Leistungen dieses Besitzers einer großen Alligatorenfarm werden von Edward J. Higgins nach eigener Anschauung im „Atlanta Journal“ geschildert. Coppinger fährt mit seinem Boot in die Miami-Bucht, wo es von riesigen Alligatoren wimmelt, beobachtet das Auftauchen eines Alligators, erkundet die Stelle, wo der Alligator sich befindet, mit einem langen Stab, und stürzt sich dann ins Wasser. Seine Strategie besteht darin,“ erzählt Higgins, „einige Fuß vor der Stelle zu tauchen, an der das Ungeheuer auf dem Meeresboden mit halbgeöffnetem Rachen liegt. Der Alligator wirft sich entweder nach rechts oder nach links oder direkt nach vorwärts. Wendet er sich nach rechts oder links, so muß Coppinger wieder an die Oberfläche gehen und vom neuen versuchen. Kommt der Alligator nach vorn, so schießt er in die ausgestreckten Hände des „Alligator-Jungen“, und seine beiden Kiefer werden mit eisernem Griff umklammert. Dann beginnt ein homerischer Kampf zwischen Mensch und Bestie, ein Kampf, der um so aufregender ist, als der Mensch in einem fremden Element ringt, während die Amphibie sich in ihrem gewohnten Milieu befindet. Die Aufgabe ist, eine wütend um sich schlagende Wasse, mehrere Male so schwer wie das Gewicht des Mannes, durch 12 Fuß Wasser hinauszuziehen, auf dem Boot zu verladen und nach der Küste zu bringen, und das alles mit den bloßen Händen. Sekundenlang, die wie Ewigkeiten scheinen, herrscht nur ein Wogen und Aufspritzen des Wassers. Jetzt kommt der wütend um sich schlagende Schwanz des Alligators nach oben; dann wieder erscheint der nach Atem ringende Mensch mit dem Kopf über der Oberfläche. Wenn er auch nur für einen Augenblick den Griff von den tobtanzenden Kiefern des Ungeheuers locken würde, so würde er schwer verstümmelt werden. Es ist ein Kampf ums Leben. Schließlich ermüdet die Bestie. Der Bändiger braucht nur noch mit einer Hand den Rachen zu umklammern, mit der anderen packt er den Schwanz, legt ihn sich um den Leib und kommt so, immer mit dem Alligator ringend, ins Boot. Die langen Krallen der Klauen bewegen sich heftig und reißen gelegentlich in das Fleisch des Mannes. Aber keinen Moment löst er locker, und wenn er den Alligator in dem Boot niederwirft, dann ist dieser matt und bäumt sich nur noch gelegentlich auf. Nun wird das Rann rasch an die Küste gerudert, während der Mann das Tier noch immer festhält, und endlich wirft er mit

bloßen Händen das Ungeheure triumphierend an die Küste. Die Kühnheit und Kraft dieses Alligatorenbändigers ist nur dann richtig einzuschätzen, wenn man weiß, daß der Alligator, so schwerfällig er erscheint, doch sich sehr rasch bewegt; er ist mit messerscharfen Krallen ausgerüstet, mit einem Schwanz, der ein Segelboot zum Umkippen bringen kann, und mit zwei Kiefern, die spitze dolchartige Zähne haben. Mit solchen Waffen ausgerüstet, gehört

er zu den gefährlichsten Tieren, die es gibt; er hat nur den Wunsch zu töten und ist ein zieriger Fresser, der alles verschlingt, was ihm vor den Rachen kommt. Ihn zu töten, ist deshalb so schwierig, weil die Klugeln an dem Panzer abprallen, wenn sie nicht gerade das Hinter-eil des Kopfes treffen. Den Alligator lebendig zu fangen und zu bändigen, ist ein schier unmögliches Beginnen, das nur der Alligatorenjunge von Miami vollbringt."

Gaum und Schaum.

Weltreise-Erinnerungen von Alfons Paquet

Die Meere sind nicht weniger verschieden als die Länder. Schon Nordsee und Ostsee unterscheiden sich von einander. Die Ostsee mit ihrer schwachen Dünung und ihrem beinahe gleichmäßigen Wellenschlag ist mild. Die Natur der Nordsee ist schroff, rau, fast alpin. Das offene Weltmeer mit seinen leeren majestätischen Glanzflächen endet immer an andere Küsten. Die dünne Brandungswelle, die unermüdlich, schaumweiß und unerfütlich, an den Festländern entlangläuft, erstirbt als ein weicher, zerflochter Schaum an Flächen unendlich fein gemahlener Sandes, oder sie wirft die Grenzmarke ihrer Rasse brüllend an hochgerackten Felsen empor. Mit den abstürzenden, unerfütlichen, unterhöhlten, durch Klüfte gespaltenen Küsten von Norwegen, Schottland oder Cornwall wechseln die sanften Senken, auf denen an windigen Sommertagen das bunte, leichtbewegte Treiben der Menschen wie ein Spiel der Wüden ist. Die feuchte Sandfläche bietet sich den nackten Füßen, den gelagerten, gebräunten Leibern im Duft des beglänzten Wassers. Nur die Karte macht den ewigen Umriß des Meeres klein und vorstellbar. Seine Feis getränkelte, haarscharfe Grenzlinie legt um die Länder den ewig schwankenden, zitternden und blinkenden Faden, der nie zerreißt. Da und dort mäht sich der wütende Krieg der Elemente zum leisen Spiel einer Wiege. Es umhüllt die nach Frische begierigen, landheißigen Körper in dem mit Luftbläschen gefüllten und zerstäubenden Sicht.

Saum und Schaum des Meeres sind eines. Herrlich in der morgensrischen Wachheit der Sinne, im Anblick des gestaltlosen, blinkenden Horizontes am Ufer der See das Wunder der menschlichen Gestalt zu erleben. Tausendfach wird der Mythos der schaumensfeigenden Göttin lebendig. Nirgends rogt der aufgerichtete Mensch schöner und einsamer als vor der eigenen Fläche des Meeres. Den Perlmutter-schimmer der Haut beschämt selbst die unberührte Reinheit des Himmels nicht.

Wir durchwateten die zerlüftete Wüstenlandschaft der Dünen, die im Wind das Wogen und Sprühen des Meeres fortzusetzen scheinen. Wir spielen in der Schär der leichtfüßigen, vom Glück der Elemente erregten Menschen, zwischen den rotgestreiften Zelten, den Gruppen, die mit Indischem Eisen Sandburgen bauen und knatternde Wimpel hissen. Wir jähren die Menschenkette Hand in Hand gegen die rauschende Front des Meeres dringen, sich auflösen und zurücklehnen. Und wir sehen denselben Strand am Abend unendlich verlassen wie zuvor. Wir sind Schwimmer auf den immer tieferen, nun immer weniger Schaum bedeckten Wellen. Wir erliegen von den sich auslaufenden, wach immer starken Wogen zwar getragen, doch auch fortgerissen, die trübsende, mit Tang und winzigen schwarzen Muscheln besetzte Klippe und schmecken den bitterherben Chlorgeruch des Seewassers, vor die Nahrung und die Lebenswelle der Fische ist.

Am Rand des Selben Meeres, nicht weit von den Dampfern und den grauen Dschunken im Hafen, deren Wimpel wie rote Flämmchen züngeln, tauchen wir in dasselbe salzige Wasser und fühlen die unheimlich lose Berührung der glodenförmigen Quallen, die lautlos unter dem Wasserspiegel gleiten. Kleine Purpurschnecken, rosensarbene, stabförmige Muscheln sind am Strand der syrischen Küste hingestreut. Holzstückchen werden angeschwemmt, morsch, als wären sie seit Jahrhunderten ziellos angeschwommen, letzte Überreste gestürzter Mastbäume und gesunkener Schiffe, die endlich eine mitleidige Welle am offenen Strand bestattet. Und an diesem äußersten Grenzstrich aller Festländer stehend, die Füße im Wasser, sehen wir drängen die Rauchschmucke in der entseuten Kurslinie der Dzeandampfer, aber hinter uns auf dem Trodenen die Salzklügel, die der kümmerliche Fleiß der Menschen dem Meere abgewonnen hat. Wir sehen auf den Dünen die gläsernen Veranden, die gespenstischen Signalmasten und dahinter den plumpen Leuchtturm, der die Nordsee-Zufel beherrscht und in der Nacht seine langsamen Blitze über die rauschende Wüste sendet.

Manchmal nach Sonnenuntergang kommt vielleicht eine Schar von Leuten aus irgendeinem Dorf zum Strand hinunter, um nichts zu tun, als regungslos eine Welle auf einer Klippe Platz zu nehmen. Sie sitzen da und schauen auf das Meer, aneinander gedrängt wie Löwen. Keiner könnte sagen, was ihr Herz bewegt. Erst im Dunkel gleiten sie auf den Sand zurück und fassen sich bei den Händen, um einander die in den Fels gehauenen Stufen hinaufzuhelfen und den Weg in das Dorf zurückzufinden, das von der schweren Melodie des Meeres beunruhigt ist.

Wie weise ist doch alles im Leben eingerichtet . . .

Da lebte einmal ein armer Teufel, der angeblich unverschuldet ins Elend geraten war. Verschuldet oder unverschuldet, wie immer dem auch war — der Mensch hatte ganz unverschämte eigene Anschauungen über die Verteilung der irdischen Güter. Ohne politischer Parteiführung zu sein, entwickelte er ein Programm gesellschaftlicher Reformen, bekräftigte mit ganz überheblicher Intellektuellenlogik herrschende Zustände und war auch sonst ein unangenehmer Mensch. Zum Glück hatte er einen Freund, der all diese erhitzen Gehirnperleberanzen durch kluge Hinweise auf den tiefen Sinn alles Bestehenden jeweils rechtzeitig zum Veröden brachte.

„Herrgott, diese Brillanten, jeder einzelne zwei Karat, die Frau Strisower hat's notwendig!“ sagte der arme Teufel, vor dem Waldorf-Astoria stehen bleibend, wo Frau Strisower im Gespräch mit einem Dichter ganz Ohr war und ihr Ohr ganz Ohrgehänge und jeder Stein

drin ganze zwei Karat. „Wenn ich diese Brillanten hätte . . .“

Drei Tage später wurden der Frau Strisower die Ohrgehänge samt einem Pelzmantel gestohlen.

„Siehst du!“ sagte der ausgleichende Freund, „wie töricht dein Wunsch war?! Woher hättest du jetzt die achtzehn Millionen Belohnung genommen, die Herr Strisower für die Zurückbringung der Brillanten sofort, als er sie wieder bekam, auszahlt?“

„Na, und muß der Mr. Goldwyn einen Badard-Sechszylinder haben, dieser Ignorant?“, räsonierte der arme Teufel bald wieder. „Herrgott, wenn ich den hätte!“ — denn er wußte nicht, daß Mr. Goldwyn am selben Vormittag einen Freundesfest hatte, mit dem Auto über einen Randstein gefahren war und den Kühler an einer Hauswand plattegedrückt hatte wie ein Spinastieb.

„Siehst du!“ sagte der nivellierende Freund, „was du doch für ein unverdientes Glück hast! Der Goldwyn sagt, was ihn der neue Kühler kostet, und das Ersatzauto während der Reparatur, kann er nicht in zwei Monaten hereinbringen bei der Stagnation! Stell' dir vor, wenn wirklich du den Wagen gehabt hättest!“

Da wurde der arme Teufel nachdenklich und schwieg.

Aber als er hörte, daß der alte Hardy wieder bauen lasse, brach der Jozp mächtig aus ihm. „So ein alter Nichtstuer!“ schrie er. „Sein Leben lang hat er Glück gehabt, nie war er krank, was er will, kann er sich gönnen, ich glaube, der Kerl wird ewig leben!“

Hierin irrte er sich. Denn Hardy starb in voller Nüchternheit, zwölf Jahre später, knapp vor seinem dreiundachtzigsten Geburtstag. Der arme Teufel hatte unrecht, und war glatt ad absurdum geführt. Leider fand der Freund keine Gelegenheit mehr, ihm „Siehst du!“ zu sagen, denn der arme Teufel war, genau ein Jahrzehnt vor Hardys Hinscheiden, auf der Straße, durch ein langwieriges Hungerödem geschwächt, wortlos hingefallen und ohne weiteren Kommentar von einem Autotaxi überfahren worden.

Aber auch hierin zeigte es sich, wie weise alles im Leben eingerichtet ist. Denn abgesehen davon, daß ihn dieser Zwischenfall das Leben kostete, kam er doch um die unangenehme Notwendigkeit herum, sich neuerdings zu ärgern bei dem Gedanken, daß Hardy sanft und schmerzlos einem plötzlichen Gehirnschlag erlegen war, während er . . .

Wie gesagt: Wie weise ist doch usw.

Oscar Wilde über den Sozialismus.

Bis jetzt war der Mensch bis zu gewissen Grade der Sklave der Maschine, und es liegt etwas Tragisches in der Tatsache, daß der Mensch, sowie er eine Maschine erfunden hatte, die ihm seine Arbeit abnahm, Not zu leiden begann. Das konnte indessen natürlich von unserer Eigentums- und Konkurrenzwirtschaft. Ein Einzelner ist Eigentümer einer Maschine, die die Arbeit von 500 Menschen tut. Fünfhundert Menschen sind infolgedessen beschäftigungslos, und da man ihre Arbeit nicht braucht, sind sie dem Hunger preisgegeben und verlegen sich auf den Diebstahl. Der Einzelne eignet sich das Produkt der Maschine an und behält es und hat fünfhundertmal soviel, als er haben sollte, und wahrscheinlich, was viel wichtiger ist, bedeutend mehr als er tatsächlich braucht. Wäre diese Maschine das Eigentum aller, so hätte jedermann Nutzen davon. Jetzt verdrängt die Maschine den Menschen. Unter richtigen Umständen wird sie ihm dienen.

Reden und Schweigen.

Ein Märchen von Anton Tschekow.

Im Archiv der Zensurverwaltung in Petersburg wurde das untenstehende Märchen gefunden, das seinerzeit für die humoristische Zeitschrift „Oskolki“ bestimmt war und durch den Professor Swatowski konfiszieren wurde. Wir veröffentlichen heute dieses Märchen zum ersten Mal in deutscher Uebersetzung.

In irgendeinem Lande, in irgendeiner Stadt lebten einst zwei Freunde, der eine von ihnen hieß Krüger, der andere Smirnow. Krüger war ein heller Kopf, der jeder Situation gewachsen war, eine geistig hochstehende Persönlichkeit. Smirnow dagegen war eine schwache, wankelmütige Natur und dabei ein wenig beschränkt. Eines Tages unternahm sie zusammen irgendeine Reise. In dem Eisenbahnabteil, wo sie saßen, befand sich auch ein junges, hübsches Mädchen. Sie beschloßen, das Herz der hübschen Unbekannten zu erobern. Sie setzten sich neben das Mädchen. Krüger machte ihr den Hof, erzählte ihr Anekdoten, während Smirnow schmachend das Mädchen anschaute und kein Wort sprach.

Auf einer Station verließ Krüger mit dem Mädchen das Coupee und kam lange Zeit nicht zurück. Als er zurückkam, zwinkerte er mit den Augen, schaute Smirnow an, schnalzte mit der Zunge und sagte leise zu Smirnow:

„Ich habe das Herz des Mädchens erobert!“

„Das hast du sehr geschickt angestellt!“ bemerkte voll Neid Smirnow. „Erläutere mir doch das Geheimnis, wie man so rasch ein Mädchenherz erobern kann. Du bist doch ganz kurze Zeit bei ihr gewesen, und bist zwei, drei — hast du ihr Herz erobert? ... Du Glückspilz!“

„Lieber Freund“, du hast die Gelegenheit nicht ausgenutzt. Bist drei Stunden neben diesem süßen, entzückenden Geschöpf gesessen, hast nicht einmal ein einziges Wort gesprochen, nur sie angeschaut. Mit Schweigen erobert man nichts auf der Welt ... Man muß reden, versteht du, reden ... Aber du traust dich nicht, den Mund aufzumachen. Weshalb? Weil du ein Weichapen bist!“ Smirnow dachte nach, und fand, daß sein Freund Krüger recht hatte. Er beschloß, seinen Charakter zu ändern. Er überwand die ihm angeborene Schüchternheit, setzte sich zu einem Herrn in blauer Uniform (Gendarm) und begann mit ihm ein Gespräch ... Der Herr erwiderte sich als redseliger Mensch und begann an Smirnow Fragen zu stellen, die hauptsächlich wissenschaftlichen Charakter trugen.

Er fragte Smirnow, ob er mit seinem Leben zufrieden sei, ob er mit den Gesetzen der Natur und der menschlichen Gemeinschaft einverstanden sei, was er über Sozialisierung des Bodens, über politische Freiheiten, wie sie in Europa sind, denke.

Smirnow beantwortete freimütig die Fragen; er sprach sich für die Sozialisierung des Bodens, für die Einführung der Freiheiten aus. Wie groß aber war sein Entsetzen, als der Herr in der blauen Uniform ihn bei der nächsten Station beim Arm nahm, gütlich lächelte und in barockem Tone sagte:

„Kommen Sie mit!“

Smirnow folgte ihm und verschwand auf immerwiedersehen ...

Nach drei Jahren begegnete Krüger Smirnow auf der Straße. Smirnow war blaß, mager, wie ein Skelett und sah elend aus.

„Wo warst du die ganze Zeit?“ fragte Krüger, „bist plötzlich von der Bildfläche verschwunden?“ „Erzähle!“ Smirnow lächelte wehmütig und erzählte all die Leiden, die er in diesen drei Jahren durchgemacht hatte.

„Siehst du“, erwiderte Krüger, „das kommt davon, wenn man nicht im richtigen Moment

schweigt. Ein vernünftiger Mensch darf in Russland nur zur rechten Zeit den Mund öffnen, sonst wird er eingesperrt ...“

Allerlei.

Was man mit Patenten verdienen kann.

Manch einer hat schon eine gute Erfindung gemacht, aber das Glück hat ihm nicht den Bestand oder die materielle Möglichkeit gegeben, diese Erfindung auch nutzbringend anzupassen und mit seinem Pfunde zu wuchern. Eines Tages verkauft er sein Patent für ein Pflasterbrot, und der andere, der geschickter ist, als er, wird damit zum Millionär. Eine der Erfindungen, die ihrem Vater Niesekussummen eingebracht haben, ist das Feuerlösch-Gasglühlicht. Fünf Jahre lang gelang es ihm nicht, durchzubringen. Dann aber machte es seinen Erfinder zum vielfachen Millionär, und durch die überall gegründeten Gesellschaften wurden noch viele andere zu Millionären. Nebenbei ist es mit der Erfindung des Pneumatiks für Fahrräder. Der Erfinder erhielt bei der Gründung der Fabrik bare 300.000 Mark und eine große Reihe von Anteilen, deren Dividenden ihn bald zum vielfachen Millionär machten. Mit fünf Millionen Mark war die Gesellschaft gegründet worden, wenige Jahre später wurde die Fabrik mit 60 Millionen Mark weiter verkauft. In den reichgewordenen Erfindern gehört auch William Siemens, der aus einer an sich geringfügigen Veränderung des Verfahrens zur Herstellung von Stahl ein kolossales Vermögen erwarb. Sehr groß sind die Gewinne aus Erfindungen, die von Seeresverwaltungen für militärische Zwecke angekauft wurden. So wurde einmal für eine einzige Erfindung der Betrag von 100.000 Mark gezahlt.

Ein Schutzgebiet für See-Elefanten.

Die großen Zäuger des Meeres hatten bekanntlich seit jeher ungeheurer unter den Verfolgungen durch den Menschen zu leiden. Infolge massenhaften Dorschladens nahm die Zahl der Wale, Robben, See-Elefanten usw. sehr schnell ab, die Seetiere sind schon wenige Jahrzehnte nach ihrer Entdeckung am Ende des 17. Jahrhunderts völlig ausgerottet worden. Ein ähnliches Schicksal, so entnehmen wir der Zeitschrift „Die Erde“ (Friede. Vieweg u. Sohn, Braunschweig), schien den See-Elefanten an der amerikanischen Westküste zu drohen. Vor allem war eine ehemals große Herde durch die fortgesetzte Beunruhigung aus ihrer Heimat, den Santa-Barbara-Inseln, vertrieben worden und galt seitdem als verschollen. Man mußte annehmen, daß diese sogenannte nördliche Herde völlig ausgestorben war. 1911 entdeckte man aber auf der zu Mexiko gehörenden Insel Guadalupe einen kläglichen Rest von 125 Tieren, die von der mexikanischen Regierung unter Schutz gestellt wurden. Diese Maßregel, die gewissermaßen noch im letzten Augenblick ergriffen wurde, hatte einen höchst erfreulichen Erfolg: die Tiere vermehrten sich so sehr, daß jetzt schon etwa 1500 Individuen vorhanden sind. Vielleicht werden sie durch diese Vermehrung auch veranlaßt, wieder nach den Santa-Barbara-Inseln zurückzuziehen.

Weiteres.

Englischer Humor.

Der Anekdoten als Chinesentäter. „China“, erklärte der Lehrer in der Schule, „ist ein riesiges, stark bevölkertes Land. Ihr kennt euch einen Begriff von der großen Zahl der Bewohner machen, wenn ich euch erzähle, daß

jedesmal, wenn ihr einen Atemzug tut, ein Chinese stirbt.“ 2 Minuten später bemerkte der Lehrer einen Anekdoten, der atemlos nach Luft schnappte. „Was ist dir denn“, fragte er den Jungen. „Ich mache Chinesen tot“, antwortete der Schüler.

Das führende Hotel. „Können Sie mir den Weg nach dem besten Hotel der Stadt zeigen?“, fragte ein Fremder, der dem Zuge entstieg. „Ich kann schon, aber ich will nicht“, antwortete der Gefragte mürrisch. „Na, warum denn nicht?“ — „Weil Sie, wenn Sie erst dort wohnen, mich einen Lügner schelten werden.“

Gipfel der Bekrenztheit. Man hatte soeben einen älteren Professor, der ins Wasser gestürzt war, herausgezogen und bemühte sich um den Geretteten. Als der alte Herr endlich sein Bewußtsein wieder erlangt hatte, rief er zum Erstaunen der Umstehenden: „Jetzt fällt mir erst ein, daß ich ja ganz gut schwimmen kann.“

Amerikanischer Humor.

Frage und Antwort.

Aus dem „Brislainen“ des „New York American“:

1. Frage: Wenn ich bei meinen Turnübungen morgens drei Minuten auf dem Kopf stehe, muß ich annehmen, wenn mir das Blut in den Kopf strömt. Wie kommt es, daß ich an den Füßen länger stehen kann? — Antwort: Wenn Ihre Füße nicht leer sind!

2. Frage: Ich bin Bildhauer und neulich bei dem Wettbewerb ohne Preis ausgegangen. Dabei waren in der Jury Leute, die nie etwas mit Bildhauerei zu tun gehabt haben. Ist denn das in der Ordnung? — Antwort: Warum nicht? Ich kann auch unerschaffen, ob ein Ei faul ist und habe doch nie eins gelegt.

3. Frage: Kenntlich erzählt mir ein Bekannter, er wäre von einer 65 Fuß hohen Leiter gefallen und hätte sich doch nichts getan. Ist das möglich? — Antwort: Ja, wenn er z. B. von der ersten Strepse gefallen ist.

Rätsel-Ged.

Silberrätsel.

Aus nachstehenden 32 Silben — a — ac — bri — by — e — e — e — es — ga — gi — ha — helm — i — tel — tell — so — sa — larm — li — mo — nan — no — or — pez — ri — rinh — ja — jan — jez — ti — tra — wil — sind 13 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben von oben nach unten gelesen ein scharfes Sprichwort ergeben. Die Wörter haben folgende Bedeutung: 1. Männlicher Vornamen; 2. Kennzeichen; 3. Stadt in Litauen; 4. Bruder des Jakob; 5. Sohn Abrahams; 6. Pergament; 7. konzentrierte Flüssigkeit; 8. Stadt in Süddeutschland; 9. Rotruf; 10. Lungengerät; 11. tropischer Vogel; 12. Ansdhweifung; 13. Einblas.

Rätsel.

Mit „a“ lad ich zum Bad dich ein, Auch launs eine Stadt in Westfalen sein. Doch sey ein „o“ statt seiner hin, sagst dir, daß froh bewegt ich bin.

Auflösungen der Rätsel aus der vorigen Nummer:

Magisches Quadrat: 1. Bart; 2. Aster; 3. Rega; 4. Kran.

Umstellungsaufgabe: Tolstoi, Wilhelm, Regel, Zeise, Schalmel, Helena, Kempten, Eberhard. — Friesland.